

STANDPUNKT

SCHRIFTENREIHE DES
EVANGELISCHEN BUNDES
ÖSTERREICH



- *„Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“*

Psalm 90,12a

Der Tod und was danach kommt
Wandel und Vielfalt der Bestattungskultur
Einblicke in das Wirken eines Bestatters

eb⁺

EVANGELISCHER
BUND
ÖSTERREICH

HEFT 242/2021

Liebe Mitglieder und Freunde des Evangelischen Bundes,

die erste Ausgabe des „Standpunkt“ im Jahr beschäftigt sich mit einem Thema der Kasualien. In den letzten Jahren standen die „Taufe“ und die „Segnung“ im Mittelpunkt. Das nun vor Ihnen liegende Heft nimmt das Thema „Bestattungskultur“ auf.

Unter dem Titel „Der Tod und was danach kommt“ fasst Prof. Wilhelm Pratscher die biblischen Vorstellungen über das Sein nach dem Tod zusammen. Intensiv mit dem Thema Friedhofspädagogik hat sich Senior Michael Wolf beschäftigt und schreibt in seinem Beitrag über „Wandel und Vielfalt in der Bestattungskultur“. Und Einblick in das Wirken eines Bestatters gibt ein weiterer Beitrag, Bestatter Christoph Eckl vom Bezirk Vöcklabruck berichtet. Besondere Erlebnisse von Pfarrerinnen und Pfarrern rund um Beerdigungen, die im Gedächtnis geblieben sind, runden diese Ausgabe des „Standpunkt“ ab.

Die empfohlene Kollekte unserer Kirche Anfang Februar war für die Arbeit des Evangelischen Bundes bestimmt. Es trifft uns spürbar, dass diese heuer kaum möglich war, da an dem dafür vorgesehenen Sonntag nach der langen Zeit des Lockdowns gerade erst wieder öffentliche Gottesdienste langsam begannen. Wir sind uns der finanziellen Situation vieler Menschen und auch der Pfarrgemeinden bewusst. Wenn es aber möglich ist, dürfen wir in diesem Jahr auch wieder um eine Spende bitten, um unsere Arbeit weiterführen zu können. Somit wäre es uns möglich, die Herausgabe des „Standpunkt“ und die Förderungen an die Vikarinnen und Vikare und Gemeinden zu gewährleisten. Ein herzliches „Vergelt's Gott!“

Mit guten Wünschen für das noch junge Jahr 2021,
im Namen des Vorstandes

Ihre


Pfarrerinnen Dr. Birgit Lusche, Obfrau

Inhaltsverzeichnis

Der Tod und was danach kommt – Biblische Vorstellungen über das Sein nach dem Tod..... 3 <i>von Wilhelm Pratscher</i>	3
Wandel und Vielfalt der Bestattungskultur 8 <i>von Michael Wolf</i>	8
Einblick in das Wirken eines Bestatters..... 15 <i>aufgeschrieben von Elizabeth Morgan-Bukovics</i>	15
Beerdigungserlebnisse, die im Gedächtnis blieben 19	19
<i>Nachrichten über den Protestantismus aus aller Welt</i>	
Österreich..... 23	23
Ausland 27	27

Medieninhaber und Herausgeber: Evangelischer Bund in Österreich; Redaktion: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche; alle: 1030 Wien, Ungargasse 9, Tel. 059 1517 950. Hersteller: Evangelischer Presseverband in Österreich. Verlags- und Herstellungsort: Wien. Erscheint in der Regel viermal im Jahr. Preis pro Heft € 3,-; Jahresabonnement € 10,-; für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten. IBAN: AT13 3200 0000 0747 5445, BIC: RNLNAT33, Evangelischer Bund in Österreich

„Standpunkt“ bringt Aufsätze zu konfessionskundlichen Fragen und Nachrichten aus dem Protestantismus in aller Welt und der Ökumene, das Martin-Luther-Heft Ergebnisse der Lutherforschung.

Der Evangelische Bund in Österreich ist ein freier Zusammenschluss verantwortungsbewusster evangelischer Christinnen und Christen. Obfrau: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche

Der Tod und was danach kommt

Biblische Vorstellungen über das Sein nach dem Tod

von Wilhelm Pratscher

Der Tod ist ein Grunddatum menschlichen Seins. Er betrifft jeden. Er mag in bestimmten Situationen ersehnt werden als Beendigung eines unerträglich gewordenen Lebens. Er ist jedenfalls der Abbruch des irdischen Lebens und insofern angstbesetzt, weil außerhalb menschlichen Einflusses. Er ist das Tor in eine unbekannte Welt, die mit der gegenwärtigen Existenz in höchster Freude oder tiefstem Leid verbunden ist. Die Vorstellungen reichen von paradiesischen Erwartungen bis zu grauenhaften, angstbesetzten Schreckensbildern.

Die biblische Tradition partizipiert an diesen vielfältigen positiven und negativen Erwartungen im Blick auf das große Unbekannte menschlichen Seins, das mit dem Tod gegeben ist. Wie der Tod zum Leben gehört, so sind auch die Vorstellungen von ihm mit den Aussagen über das Leben im weitesten Sinn untrennbar verbunden. Insofern es im Glauben um die Auseinandersetzung mit letzten Dingen geht, ist die Frage nach dem Tod so grundsätzlich wie das Ereignis des Todes selbst.

Die biblischen Vorstellungen von der Existenz des Menschen nach seinem Tod sind Teil der jeweiligen religiösen Vorstellungswelt insgesamt. Zentral für die Frage nach dem Verständnis des Menschen von sich selbst ist die Frage nach seinem Gottesbezug. Zwischen Lebenden und Toten gibt es nicht nur im Bezug auf die physische Existenz, sondern auch im Bezug auf das Gottesverständnis eine gravierende Differenz. Danach ist Gott ein Gott der Lebenden. Nach Ps 6,6 ist das Gottesverhältnis auf die irdische Lebenszeit beschränkt: Im Tode gedenkt man Gottes nicht. Wer soll ihn in der Unterwelt preisen? Das Gottesverhältnis ist ein Verhältnis zwischen dem lebendigen Gott und den lebenden Menschen: Der Bezug ist beendet, wenn auf der Seite

der Menschen kein Kontakt mehr möglich ist. Dass Gott diesen Kontakt auch über den Tod des Menschen hinaus aufrechterhalten könnte, steht nicht im Blickfeld des Psalmisten.

Dem entspricht die Aussage Jes 53,9, man habe dem Gottesknecht ein Grab bei den Gottlosen gegeben. Zumindest vorläufig ist das Verhältnis des Gottesknechtes zu Gott durch die Aufnahme der Schuld des Volkes bestimmt. Wegen der Sünde des Volkes wurde er zu Tode getroffen. Da hier kein individuelles Geschick beschrieben wird (wie es die christliche Rezeption der Gottesknecht-Tradition zum Ausdruck bringt), ist auch kein physischer Tod vorausgesetzt. Israel stirbt nicht physisch, sein Tod ist metaphorisch der Anbruch der Gottesferne, indem es aus dem Land der Lebenden getilgt wird (V.8).

Die (vielleicht) wichtigste alttestamentliche Stelle über das Sein der Toten ist 1 Sam 28,11-25, die Erzählung von der Totenbeschwörung in Endor. In auswegloser Lage verlangt König Saul von der Totenbeschwörerin in Endor, den Geist des Propheten Samuel aus dem Totenreich heraufzuholen. Obwohl er selbst derlei Praktiken verboten hat, greift er in seiner Bedrängnis durch die Philister zu diesem Unternehmen. Die zwiespältige Einstellung Israels zum Eingriff in das Totenreich kommt darin sehr deutlich zum Ausdruck. Es kommt dem Menschen nicht zu, einen solchen Eingriff vorzunehmen. Saul geht in Verkleidung zur betreffenden Frau, ein Zeichen, dass eine Totenbeschwörung nicht angemessen ist. Die Frau holt Samuel herauf, was dieser als Ruhestörung und Missachtung der Verwerfung Sauls durch Gott versteht. Am Prophetenmantel und am weißen Bart des alten Propheten erkennt die Frau Samuel. Hilfe bekommt Saul aber nicht. Der heraufgeholte Prophet wiederholt nur die schon gegebene Verwerfung Sauls. Als weitere Beschreibung des Beschworenen wird nur von Elohim (hebr.) bzw. von Theoi (LXX) gesprochen (Luther und Zürcher Übersetzung: Geist).

Einen theologisch höchst bedeutsamen Stellenwert nimmt die Rede vom Sein nach dem Tod in Bezug auf den Tod Jesu ein. Dass Jesus nach seinem Tod in ein Grab gelegt wird, ist ältestes Traditionsgut des frühen Christentums (1 Kor 15,4). Eine nähere Beschreibung liegt weder in den Bekenntnisformeln noch in der Erzählung von der Grablegung vor. In Letzterer wird lediglich das jüdische Bestattungsritual (salben, in ein Totentuch legen und dgl.) vorausgesetzt. In den Erzählungen vom leeren Grab wird dementsprechend nur auf den Ort, an den der Leichnam Jesu gelegt wurde, hingewiesen.

Das Sein im Tode wird freilich (höchst interessant) an einer Stelle der späteren neutestamentlichen Tradition aufgegriffen: 1 Petr 3,19 redet von der Predigt Jesu in der Scheol (Unterwelt). Das Motiv setzt die Universalität des Heilswirkens Jesu voraus. Seine Verkündigung beschränkt sich nicht auf die Zeit seines Wirkens vor seinem Tod, sondern ist universal. Auch die Toten haben seine Heilsbotschaft gehört und sind für deren Annahme selbst verantwortlich. Eine nähere Beschreibung von Jesus in der Unterwelt liegt nicht vor. Die Tradition von der Predigt Jesu in der Scheol hat kein spekulatives Interesse an der Ausmalung des Jenseits. Es geht nur um die Universalität des Heilswirkens Jesu.

Eine markante Stelle für das Sein nach dem Tod im apokalyptischen Kontext liegt in der Parabel vom reichen Mann und dem armen Lazarus vor (Lk 16,10-34). Beide werden in Bezug auf ihre Lebensverhältnisse und deren Folgen nach dem Tod beschrieben. Der arme Lazarus wird von den Engeln in Abrahams Schoß getragen. Der Reiche findet sich nach seinem Tod in der Unterwelt wieder, von Qualen geplagt. Sein Vergehen ist die fehlende Fürsorge für den armen Lazarus. Die Bitte an Abraham um die Beendigung seiner Qualen wird mit dem Hinweis auf das schon zu Lebzeiten empfangene Gute abgelehnt. Im Jenseits gibt es somit einen Ausgleich. Eine Durchbrechung dieses Tun-Ergehen-Zusammenhanges ist nicht möglich. Auch eine Warnung an die Brüder des Reichen wird abgelehnt, denn auch die Rückkehr eines Toten ins Leben könnte die Lebenden nicht zu sozialem Verhalten motivieren, wenn sie schon auf Moses und die Propheten nicht hören wollten. Die Parabel zielt nicht auf die Beschreibung des Jenseits ab, sondern auf das verantwortliche Handeln der Lebenden. Der Tod ist eine endgültige Grenze. Sie kann nicht beseitigt werden.

In ähnlicher Weise schildert Mt 25,31-46 den Vollzug des Endgerichts. Auf die Seite der Schafe oder der Böcke gestellt zu werden, ist Ergebnis des jeweiligen Handelns zu Lebzeiten: Nahrung, Unterkunft, Kleidung, Kranken- und Gefangenenbesuche zu gewähren oder zu verweigern entscheidet über das Urteil im jüngsten Gericht.

Der Tod verliert im apokalyptischen Enddrama seine Macht. Er wird als letzter Feind vernichtet (1 Kor 15,26). Er ist verschlungen in den Sieg (1 Kor 15,54f; vgl. 1 Tim 1,10). Auferstehung ist die anthropologische Zuspitzung der Entmachtung des Todes. Er wird nicht mehr sein (Apk 21,4), mythologisch formuliert: Er wird in den feurigen Pfuhl geworfen (Apk 20,14).

Im apokalyptischen Rahmen verbleibt auch die Szene in der Passionsgeschichte (Lk 23,40-42), wonach einer der beiden mit Jesus Verurteilten ihn bittet, seiner zu gedenken, wenn seine Königsherrschaft anbricht. Jesus antwortet: „Wahrlich, ich sage Dir: Noch heute wirst Du mit mir im Paradies sein.“ Hier erfolgt sofort nach dem Tod der Eingang ins Paradies. Ein Eingehen ins Totenreich mit zukünftiger Auferweckung am Ende der Zeit liegt nicht vor. Die emotionell hoch pointierte Szene drückt die unverlierbare Verbindung mit Jesus aus. Das Bekenntnis zu Jesus, wenn auch in letzter Stunde, sichert die dauernde Verbundenheit.

Die sofortige Verbindung mit Christus ohne Umweg über Tod und Auferweckung wäre auch der Wunsch des Paulus: „Ich habe Lust, abzuschneiden und bei Christus zu sein, denn das wäre bei weitem das Beste. Aber hier im Fleisch zu verbleiben ist nötig um euretwillen.“ (Phil 1,23f). „Bei Christus sein“ bezeichnet nicht ein Sein nach Tod und Auferweckung, sondern vollzieht sich an dieser Stelle sofort. Wir haben präsentische Eschatologie vor uns.

Während Phil 1,23f ein zukünftiges Geschehen schon für die Gegenwart gewünscht wird, ist an anderen Stellen die präsentische Eschatologie in der Weise prägend, dass das zukünftige Sein jenseits des Todes schon für die Gegenwart behauptet wird. Kol 3,3 kennzeichnet das Sein der Gemeinde radikal präsentisch-eschatologisch: „Ihr seid gestorben, euer Leben ist mit Christus in Gott verborgen.“ Das neue Sein nach dem Tod ist schon da, aber noch nicht allgemein sichtbar, sondern nur im Glauben präsent. Bei Paulus finden wir im Kontext seiner Ausführung zur Taufe eine ähnliche Aussage. Zwar wird vom Apostel vor dem Hintergrund seiner futurisch-eschatologischen Grundausrichtung die Auferstehung der Christen erst in der Zukunft erwartet (Röm 6,5), sie sind aber durch die Taufe auf Jesu Tod bereits mit ihm begraben (Röm 6,4). In der Taufe stirbt der alte Mensch. Er wird mit Christus gekreuzigt, sodass die Getauften nicht mehr der Sünde dienen müssen. Paulus reflektiert hier nicht auf die Situation des Menschen zwischen seinem Tod und seiner Auferweckung. Nicht der physische Tod stellt eine Grenze dar, diese ist bereits mit dem Gestorbensein mit Christus überschritten. Eine Beschreibung des Seins zwischen dem physischen Tod und der Auferweckung liegt auch bei Paulus nicht vor. Theologische Aussagen sind Reflexionen des Heilsgeschehens, nicht die spekulative Überschreitung des hier und jetzt Aussagbaren.

Das gilt auch für die johanneische Tradition, in der die präsentische Explikation der Heilsaussagen am stärksten akzentuiert wird. Besonders mar-

kant ist Joh 5,25: „Wer mein Wort hört und dem glaubt, der mich gesandt hat, der hat bereits das ewige Leben. Er kommt nicht in das Gericht, sondern ist bereits aus dem Tod ins Leben hinübergegangen.“ Eine Reflexion auf die Zeit zwischen dem physischen Tod und der Totenauferstehung liegt auch hier nicht vor. Die apokalyptischen Vorstellungen über das Leben nach dem Tod sind wie bei Paulus noch literarisch präsent, sie werden aber im Rahmen einer präsentischen Eschatologie sachlich transzendiert.

Zum Autor:

O.Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Pratscher wurde in Redlschlag im Burgenland geboren. Nach dem Studium der Evangelischen Theologie und der Ausbildung zum Pfarrer wandte er sich der akademischen Laufbahn zu, lehrte Neues Testament an den Universitäten Wien, Hamburg und Bonn und war von 1998 bis zu seiner Emeritierung Professor für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien. Sein Arbeitsschwergewicht ist die Theologie des Frühen Christentums.

Wandel und Vielfalt der Bestattungskultur

von Michael Wolf

Im geschichtlichen Rückblick wird deutlich, dass auch die Bestattungs- und Friedhofskultur sich immer wieder verändert hat. Gegenwärtig erleben wir einen „neuen Schub der Veränderung“, der seinen letzten Grund wohl darin hat, dass die Individualisierung, die sicher mit Recht als eine Signatur unserer Zeit bezeichnet wird, auch beim Umgang mit dem Tod und dem Gedenken an die Toten angekommen ist.

Wenn wir uns die gegenwärtige Bestattungskultur genauer betrachten, dann fällt auf, dass trotz Überalterung der Bevölkerung in Europa und Nordamerika die Fläche der Friedhöfe nicht steigt. Im Gegenteil, ganze Bereiche der großen Zentralfriedhöfe in Europa bleiben unbelegt. Manche Areale, beispielsweise auf dem Zentralfriedhof in Wien, werden zu Friedwäldern, hier Waldfriedhöfe genannt, umgestaltet oder es werden neue Areale für besondere Bestattungsformen vorgesehen.

Die neuen Formen sind im Einzelnen:

Almwiesenbestattung
Anonyme Erdbestattung
Anonyme Feuerbestattung
Baumbestattung
Beisetzung in Kolumbarien
Beisetzung im Urnengrab
Beisetzung in einer Urnenstele
Diamantbestattung
Erdbestattung
Felsbestattung
Flugbestattung
Gemeinschaftsgrab mit/ohne Namenstafel

Körperspende
Kryonik (Einfrieren in flüssigem Stickstoff)
Luftbestattung
Naturverstreung
Plastination
Rasengrab-Erdbestattung
Seebestattung
Totenasche in privaten Räumlichkeiten.

Nicht alle genannten Bestattungsformen sind in Österreich von Seiten des Staates erlaubt und nicht alle stoßen auf öffentliche Akzeptanz, aber die Übersicht lässt ein weit verbreitetes Interesse erkennen, die Art und Weise, wie man bestattet werden möchte, selbstbestimmt wählen zu können. Diese Vielfalt ist zugleich Abbild einer pluralistischen Grundhaltung unserer Gesellschaft, in der tradierte Verhaltensweisen keinen gesellschaftlichen Konsens mehr bilden.

Nach wie vor ist die klassische kirchliche Erdbestattung beziehungsweise Urnenbestattung die dominierende Form auf den heimischen Friedhöfen. Daneben haben sich die oben angeführten neuen Formen herausgebildet. Schaut man sich die Formenvielfalt unter dem Aspekt eines ordnenden Systems an, kristallisieren sich folgende Kategorien heraus:

- (1) Naturreligiös-ökologische Kategorie
- (2) Ästhetisch-performative Kategorie
- (3) Anonymisierend-altruistische Kategorie

(Ad 1) Naturreligiös-ökologische Kategorie

Dies trifft vor allem dort zu, wo Menschen in Verbundenheit mit der Natur ihre Asche in den Bereich der Wurzeln alter Bäume in Friedwäldern bestatten lassen. Außerdem gibt es die Möglichkeit, seine Asche von einem Heißluftballon aus ausstreuen oder per Rakete in eine Erdumlaufbahn schießen zu lassen, wobei die kleinen Aschekapseln beim Wiedereintritt in die Atmosphäre verglühen.

Auch das Ausstreuen der Asche auf einer so genannten Streuwiese ist in Rostock möglich. Dabei wird die Asche der verstorbenen Person unter Bei-

sein der Angehörigen von einem Mitarbeiter eines Bestattungsunternehmens in einem eigens dafür entwickelten Zeremoniell auf der vorgesehenen Wiese verstreut.

Allen diesen, teils eigenwilligen Methoden ist gemeinsam, dass den Angehörigen keine Grabpflege und damit auch keine Kosten entstehen. Aber es gibt auch keinen Ort der Erinnerung mehr, der mit einem Erdgrab mit Grabstein sowie Inschrift und Bepflanzung gegeben ist. Das hat natürlich Folgen in zweierlei Richtungen: Zum einen für die Angehörigen, da die Erinnerung keinen festen Ort mehr hat, an dem diese sich manifestieren kann, und zum anderen für die Orte der Erinnerung, die Friedhöfe: Hier wird es zum Verschwinden der bisher prägenden Sepulkralkultur kommen.

(Ad 2) Ästhetisch-performative Kategorie

Hier steht im Vordergrund, gelebtes Leben sinnvoll zur Darstellung zu bringen zum Zeitpunkt des Ablebens. In den Blickpunkt gerät dabei der Körper nach Eintreten des Todes. Dies bedeutet hinsichtlich einer allgemein festgestellten Tabuisierung beziehungsweise Verdrängung des Todes – gerade das Gegenteil – eine Art Todesversessenheit. Für diese Kategorie sind zwei Beispiele besonders signifikant: die so genannte Diamantbestattung und die Plastination von Leichen, auf die Gunther von Hagen das Patent besitzt. Beim letztgenannten Verfahren wird dem Leichnam im Vakuum das komplette Gewebefett und das Wasser entzogen und gleichzeitig durch flüssigen Kunststoff ersetzt – eine wiederbelebte Form der Einbalsamierung.

Bei Menschen, die ihren Körper zur Plastination zur Verfügung stellen, gibt es ein Bündel von Motiven, das sie zu diesem Schritt bewegt. Zum einen scheint es der Versuch zu sein, dem Schrecken des Todes zu entgehen, der alle körperliche und geistige Persönlichkeit zu beenden scheint. Des Weiteren scheint die Vorstellung postmortaler Nützlichkeit und darauf aufbauend die Vorstellung, als Person weiteragieren zu können, wichtig zu sein. In allen Voten von Menschen, die sich zu einer Plastination entschließen, kommt zum Ausdruck, dass durch diese gewählte Form der Bestattung postmortales Weiterexistieren auf materieller Basis gedacht wird. Der Körper wird nicht dem Verwesungsprozess preisgegeben, sondern wiederverwendet und dient so der Verlängerung der eigenen Biographie in selbstgewählter Eigenverantwortlichkeit.

(Ad 3) Anonymisierend-altruistische Kategorie

Bei dieser Kategorie ist die Kremierung der Leiche Voraussetzung dafür, was dann mit den leiblichen Überresten geschieht. Dies sind die

- Beisetzung einer Urne auf einem anonymen Urnenfeld; diese Form ist überwiegend in Ostdeutschland üblich,
- die Seebestattung, die früher nur bei Seeleuten üblich gewesen ist,
- die Beisetzung in Kolumbarien. Der Begriff leitet sich aus dem lateinischen Wort für *Taubenschlag* ab und entspricht einer Urnenwand mit verschiedenen Nischenformen.

Bisher wurde eine katholische Kirche in Deutschland, die für die Gemeinde zu groß geworden war, so umgebaut, dass die eine Hälfte des Kirchenschiffes als Kolumbarium genutzt wird und die andere Hälfte der Kirche als Aussegnungsraum und Gottesdienstraum genutzt werden kann. Eine etwas andere Form der mittelalterlichen Kirchenbestattung, die dem Vernehmen nach auf eine gute Resonanz gestoßen ist. Und zuletzt die auch in Wien häufig genutzte Möglichkeit, seinen Körper der Anatomie zu vermachen.

Die Motive, sich für diese Kategorie der Bestattung zu entscheiden, bestehen fast ausschließlich darin, dass man den Hinterbliebenen mit der Grabpflege nicht zur Last fallen will und dass man noch etwas Nützliches mit seinem Körper für die Nachwelt machen möchte. Bei dieser Bestattungsform fehlt für die Angehörigen ein individueller Ort der Erinnerung. Gleichzeitig damit findet auch eine Verlagerung von einem greifbaren Ort, wie es ein Grab darstellt, auf die Vorstellungskraft der Hinterbliebenen statt.

Wie bei allen Kategorisierungen ist es ein Stilelement des Pluralismus, dass Kombinationen verschiedener Motive möglich und teilweise sogar erwünscht sind. Auf den ersten Blick scheint die bisherige traditionelle Form der Erdbestattung abgelöst zu werden von einer Vielzahl sich neu etablierender Bestattungsformen. Diese Vielfalt ist aber gleichzeitig auch Ausdruck einer Suche.

Auf diesem Wege der Suche gab es in den vergangenen zwei Jahrzehnten eine Reihe von Vorreitern, die aus ganz unterschiedlichen Gesichtspunkten

und Zugängen zum Thema Tod auch neue Formen eines Umganges mit dem Thema und Vergänglichkeit kreierten.

In der Reihe dieser Vorreiter ist die Hospizbewegung zu nennen. In Österreich ist sie seit Mitte der 1990er Jahre bekannt geworden. Sie rückt den sterbenden Menschen und seinen Sterbeprozess in den Mittelpunkt. Es soll ein Sterben in Würde, Schmerzfreiheit und in einem persönlichen Rahmen ermöglicht werden. Dies deutet auf eine zunehmende Reflektiertheit und Sensibilität im Blick auf alles hin, was mit Leben und Sterben – im Besonderen an den Rändern des Lebens – zu tun hat.

Zu dieser Kultur gehört es auch, im öffentlichen Raum Orte der Trauer zu schaffen. Beispiel dafür sind die Kreuze am Straßenrand. Sie erinnern an tödliche Verkehrsunfälle, die an diesem Ort stattgefunden haben. Sie sind damit zweierlei: Sie sind zum einen individuelle Orte der Trauer und zum anderen öffentliche Mahnung an die Lebenden, ihr Verhalten zu überdenken und daran zu erinnern, dass das Leben von einem Moment auf den anderen verlöschen kann. Auch wenn man diese Kreuze in die Tradition der Marterln oder Sühnezeichen, die gerade im alpenländischen Raum eine lange Tradition haben, einordnet, so wollen diese Zeichen doch primär eine regionale Öffentlichkeit gezielt ansprechen. Sie werden damit zu sepukralen Manifestationen des Todes abseits der Friedhöfe.

In einigen europäischen Ländern ist der Friedhofszwang zur Aschenbeisetzung schon aufgehoben. Sollte dies durch eine Novellierung der europäischen Gesetzgebung auch auf die restlichen Länder der Europäischen Union ausgeweitet werden, so wird es eine Vielzahl sepukraler Orte außerhalb der klassischen Friedhofareale geben.

Kritische Reflexion der Herausforderungen

Der begonnene Prozess der Veränderung der Bestattungskultur ist unumkehrbar. Christlicher Glaube muss nun Ausdrucksformen finden, um die lange Zeit als selbstverständlich akzeptierte Sicherheit der christlichen Riten der Erdbestattung auf erneuerte Weise wieder herzustellen. Pluralität, die sich auch auf die Sepulkralkultur ausweitet, ist kein Grund zur Resignation, sondern eine Ermunterung, an neuen christlichen überzeugenden Formen zu arbeiten. Zeiten des Umbruchs bergen gerade die Chance in sich, für refor-

matorische Überzeugungen neue zeitgemäße Riten zu finden und zu etablieren – nicht zuletzt auch um der biblischen Rede von der Auferstehung wieder neue Leuchtkraft zu verleihen.

Ein kirchlicher Friedhof sollte deutlich als christlicher erkennbar sein, zumal in einer Zeit, da sich europaweit die Volkskirche zur Bekenntniskirche entwickelt. Aus evangelischer Sicht ist die Art und Weise der Bestattung für das Seelenheil nicht ausschlaggebend. So sahen es die Reformatoren, die alles, was mit der Bestattung zusammenhängt, zu den so genannten *Adiaphora* zählten, also zu den Dingen, die theologisch-dogmatisch nicht entschieden werden müssen. Sehr wohl ist es dagegen wichtig, den Namen des Verstorbenen bei der Beerdigung zu nennen, denn jeder Mensch ist einzigartig und bei Gott als einmaliges, unverwechselbares Individuum angesehen (Jes 43,1).

Die neue Bestattungskultur fordert von uns auch ein Nachdenken über eine neue Ethik für den Umgang mit den Toten. Bislang haben wir weitgehend versäumt, die Fragen zu stellen, was man mit Toten tun darf oder nicht. „Wenn ich die Urne mit nach Hause nehme oder aus der Totenasche einen Diamantfingerring mache, dann ist das eine Aneignung. Ich entziehe dadurch den Verstorbenen auch anderen Menschen, die vielleicht ebenfalls um ihn trauern. Aber ein Mensch gehört niemandem. Auch deshalb argumentiere ich für den gemeinschaftlichen öffentlichen Friedhof.“ Und diese Orte sollten sich als Kulturorte profilieren. Dies kann in dem Sinne geschehen, dass Grabanlagen mit christlichen Symbolen gestaltet werden. Dies kann konfessionell variieren und von der Lutherrose bis zum Bischofsstab reichen. Wichtig ist es auf jeden Fall, dass sie als christliche Orte erkennbar sind.

Neue Entwicklungen in der Bestattungskultur und die Veränderung der Friedhöfe

Es ist deutlich erkennbar, dass sich im deutschsprachigen Raum die Friedhofverwaltungen schon seit geraumer Zeit Gedanken darüber machen, wie sie den veränderten Bedürfnissen und neuen Entwicklungen gerecht werden können.

Wie schon erwähnt reagieren gerade die großen Zentralfriedhöfe, bei denen große Areale unbelegt sind, mit dem Anlegen von „Friedwäldern“.

Dabei variieren die Namen, weil der Begriff Friedwald geschützt ist. So heißen diese Areale dann Waldfriedhof (Wien) oder Seelwald (Hannover).

Die Funktion der Friedhöfe hat sich geändert. Sie ähneln ihrem Aussehen nach eher Parkanlagen, die zum nachdenklichen Spaziergang einladen. Aus einem Ort ausschließlich für die Toten ist in den letzten Jahren ein Ort für die Lebenden geworden. Viele Friedhöfe gerade in Großstädten sind zu Biotopen für Flora und Fauna geworden, gerade in dicht besiedelten und verbauten Stadtgebieten.

Doch Friedhöfe sind auch kulturelle Speicher. Sie geben Auskunft über Kriege und Katastrophen und bedeutende Persönlichkeiten einer Region. Doch Friedhöfe sind noch mehr: Sie laden ein, über sich selbst, das Leben und die eigene Biographie nachzusinnen und dem Sinn des Lebens damit wieder ein wenig auf die Spur zu kommen. Gerade die Begegnung mit dem Ort des Todes kann dazu verleiten, den Worten aus den Psalmen und der Weisheitsliteratur nachzusinnen: Bedenke, dass du sterben wirst. Nutze die dir geschenkte Zeit und vertraue darauf, dass Gott dich durch diese Zeit leiten wird.

Zum Autor:

Senior Dr. Michael Wolf ist seit 1992 Pfarrer der Christuskirche Wien-Favoriten, seit 1994 Obmann des Friedhofausschusses der evangelischen Pfarrgemeinden A.B.u.H.B. in Wien, seit 2006 Senior der Superintendenz Wien. Dissertation 2011 zum Thema Friedhofspädagogik

Einblick in das Wirken eines Bestatters

Maßgeblich beteiligt am Trauerprozess, daran, wie der Abschied von einer geliebten Person erlebt wird, ist eine Bestatterin oder ein Bestatter. Deshalb haben wir mit einem Bestatter gesprochen, der im kleinstädtischen und ländlichen Bereich arbeitet, angesiedelt in der Marktgemeinde Timelkam im oberösterreichischen Bezirk Vöcklabruck. So wie bei Pfarrerinnen und Pfarrern mit ihren Gemeinden kommt es auch bei Bestatterinnen und Bestattern mit ihren Bestattungsunternehmen je nach Umfeld und Persönlichkeit auf ganz unterschiedliche Dinge an. Dieses eine Beispiel liefert aber hoffentlich trotzdem interessante Einsichten in das Tätigkeitsfeld eines Bestatters.

Zur Person

Christoph Eckl wurde Mitte der 1970er Jahre geboren. Seit 1990 arbeitet er im Familienbetrieb „Bestattung Eckl“ mit, seit 1994 hauptberuflich. 2001 übernahm er die Firma von seinen Eltern, die bereits seit 1852 besteht. Vom Grundberuf her ist Eckl Maschinenbauer. Als er merkte, dass er sich für die Mitarbeit im elterlichen Betrieb interessierte, begann er eine fachliche Ausbildung mit einem Fachpraktikum beim Bestatter, endend mit einer mehrmoduligen Prüfung bei der Landesinnung und einer Unternehmerprüfung.

Bestatter tun gut daran, vielseitiges Können und Wissen zu erwerben: Es braucht grafisches Talent und Sicherheit in der Textierung, um eine Parte zu erstellen, die in Österreich geläufigen Traueranzeigen. Es braucht Sensibilität im Umgang mit Angehörigen und die Fähigkeit, viele verschiedene Beteiligte zu koordinieren. „Musik ist ein wichtiger Faktor bei einer Trauerfeier“, sagt Eckl. Besonders wichtig ist es, dass die Qualität passt. Entweder live oder gute, professionelle Aufnahmen. Wenn die Stücke passend ausgewählt sind, schlägt sich das auch auf die Qualität der Trauerfeier nieder. Christoph Eckl kann das beurteilen. Er ist nämlich auch Kapellmeister der Marktmusik Timelkam, die immer wieder Auszeichnungen gewinnt und etwa 2019 im Petersdom in Rom eine Messe mitgestalten durfte. Als Kapellmeister hat er ein Prinzip: Er

will die Menschen berühren. Und dieses Prinzip hat er sich für die Begleitung und Gestaltung von Trauerfeiern auch zu eigen gemacht. „Das gesprochene Wort und die Musik müssen einander ergänzen“, meint er. Dazu passt, dass Eckl nicht nur Sensibilität für Musik hat, sondern auch Trauerredner ist. Bei säkularen Begräbnissen hält er die Trauerrede selbst. Manchmal übernehmen sie auch andere Trauerredner, insbesondere auch ein Prediger der lokalen Freikirche.

Säkulare Trauerfeiern würden sich gar nicht so stark von kirchlichen unterscheiden: „Angehörige wünschen sich trotzdem manchmal ein Gebet.“ Viele ausgetretene Evangelische oder Katholische hätten schon einen Glauben an Gott. „Erde, Weihwasser oder Blumen brauchen die meisten.“ Es fehlt den Leuten etwas, wenn diese gewohnten Elemente nicht dabei sind. Auch das Gebet sei, zumindest am Land, oft auch noch das Gewohnte. Meistens haben die Angehörigen und Trauernden sehr klare Wünsche zur Gestaltung einer Trauerfeier. Entsprechend schwierig ist es, wenn nicht alles in der Form möglich ist, wie sie sich das vorgestellt haben. Im ersten Lockdown in der Coronapandemie musste phasenweise auf gewisse Elemente verzichtet werden, wie etwa den Erdwurf. „Es fehlt den Leuten etwas, wenn das nicht ist.“

Tätigkeitsfeld

Die Tätigkeit eines Bestatters konnte Eckl im Interview nur schwer auf den Punkt bringen. Jeder Tag ist anders. Als seine Hauptaufgabe sieht er die Begleitung der Angehörigen und Trauernden durch die Zeremonien. Er möchte den Wünschen der Angehörigen möglichst gerecht werden. Jeder Sterbefall ist einzigartig. Die Tätigkeit als Bestatter beginnt oft damit, dass Eckl bei den Abholungen der Verstorbenen aus dem Krankenhaus oder von Zuhause mit dabei ist. Das Gespräch und genaue Klären der Vorstellungen der Angehörigen ist dann wichtig. Schon bei der Aufnahme eines Trauerfalls beginnt die Klärung vieler Details. Nur als Beispiel für solche Details: Es taucht die Frage auf, ob es ein Kondolenzbuch geben soll, ob es von der Aufbahrung ein Fotobuch geben soll, ob es Einschaltungen in der Zeitung geben soll, die dann auch das Bestattungsunternehmen veranlasst. Auch die Musikauswahl muss geklärt werden. Eine Parte muss grafisch und textlich erstellt werden. Diverse Termine mit allen möglichen Beteiligten müssen koordiniert werden, „vom Pfarrer bis zum Steinmetz“. Erst nach dieser umfangreichen Vorbereitung kann die Trauerfeier durchgeführt werden. „Bestattung Eckl“ hat zehn

Voll- und Teilzeitmitarbeitende, um das Arbeitspensum zu bewältigen, dazu noch 15 Sargträger. Beerdigungen werden an mehreren Standorten übernommen. Daher muss man also die Gegebenheiten mehrerer Friedhöfe und Verabschiedungsräume kennen.

Veränderungen bei Bestattungen und die aktuelle Corona-Situation

Die Zeit geht nicht spurlos an den Bestattungen vorbei. Eckl meint, dass es in Stadt und Land unterschiedliche Entwicklungen hinsichtlich Bestattungen gibt: „In der Stadt ist es sehr individuell. Demgegenüber, in einer Landgemeinde: Da weiß jeder, wo er sein muss, was für eine Rolle er hat und wie es abläuft.“ Insbesondere in den letzten drei, vier Jahren fällt Christoph Eckl auf, dass die Feuerbestattung deutlich zunimmt. Mit der Urne habe man mehr Möglichkeiten, etwa Baumbestattung, Beisetzung im Garten oder eine Edelsteinbestattung. Trotzdem gibt es noch viele traditionelle Familien am Land, die sich für die Erdbestattung entscheiden. Hier gebe es wenige Neuerungen. Das christliche Begräbnis mit seinen Ritualen ist an den bekannten Ablauf gebunden. Für Trauer sei Sicherheit ein wichtiger Faktor. Diese Sicherheit kann ein gewohnter Ablauf bieten.

Seit zwei bis drei Jahren gebe es immer mehr Direkteinäscherungen: „Vom Krankenhaus in die Urne.“ „Hier fehlt der Zwischenschritt des Sarges.“ Das Einsparen von Kosten hält Eckl nicht für den Hauptgrund für diesen Trend, sondern eher, dass es nur eine Trauerfeier geben soll. Eckl versucht allen Wünschen gerecht zu werden, aber er sieht manches an den neuen Tendenzen auch mit einem kritischen Auge. Vielen Leuten gehe der Schritt des Sarges zunächst nicht ab, aber dann falle es manchen schwerer, den Tod aufzuarbeiten. Eckl schlägt vor, sich am aufgebarten Sarg zu verabschieden. Gebe es nur eine Urne, würde diese zwei bis drei Tage aufgebart, damit sich die Angehörigen dort verabschieden können.

Ein besonderer Trend seit einigen Jahren seien Urnenbestattungen auf Privatgrund, etwa im eigenen Garten. Nach einer gewissen Zeit der Trauer entscheiden sich dann aber einige um und veranlassen eine Beisetzung der Urne am Friedhof, um besser abzuschließen. „Ein Friedhof hat seine Berechtigung. Jeder kann hingehen.“

Die Individualität käme um den Preis so mancher Unsicherheiten. Deshalb sei auch das Individuelle meist verankert im Traditionellen und folgt bekannten Abläufen mit Begrüßung, Lesung und so weiter.

Besonders für seine Mitarbeiterinnen im Büro ist es durch die Zunahme der individuellen Wünsche aufwändiger geworden. Ein genaues Koordinieren von Redner, Rednerin, der Aufbarung, Klärungen, die das Grab betreffen, das Bereiten der Drucksorten, eventuell noch das Koordinieren der Ton- und Videotechnik, beispielsweise für eine PowerPoint-Präsentation, seien dazugekommen. Eckl habe für sich den Druck, dass er nur eine Chance habe für ein gutes Gelingen einer Trauerfeier. Es ist ihm wichtig, dass das auch gelingt. Aber je mehr Elemente dazukommen, insbesondere technische, umso mehr könne auch schiefgehen.

Die aktuelle Corona-Situation habe sich nicht allzu viel verändert, bis auf die Einschränkungen, die aber teilweise zurückgenommen wurden, teilweise aber auch noch bestehen, etwa die Personenzahl. Sogar Erdbestattungen von an Covid-19 Erkrankten seien möglich. Der Sarg wird besonders gekennzeichnet und die Bestatter haben bestimmte Vorgaben, aber für die Trauernden ändert sich nicht wirklich etwas. Zum Zeitpunkt des Gesprächs, Anfang Dezember, meinte er: „Derzeit haben wir schon viele Covid-Beerdigungen.“

„Gelingen“

Was sich durchzieht, ist Christoph Eckls Bemühen um eine „gelungene“ Trauerfeier. Gelingen heißt für ihn, dass die Trauerfeier den Vorstellungen der Hinterbliebenen entspricht, insbesondere wenn er im Nachhinein eine dankende Rückmeldung bekommt, dass es gepasst hat. Ihm persönlich gefällt es gut, wenn viele Verschiedene beteiligt sind, auch wenn das aufwändig sei. 700 bis 800 Personen, Vereine, Zeremoniell und natürlich „die Musi“.

Mit Pfarrerinnen und Pfarrern gelinge die Zusammenarbeit „super“. Nur manchmal, und da nehme er sich gar nicht aus, sei es besser, die eigene Person zurückzunehmen und mehr auf die Sache zu schauen, den Hinterbliebenen und der verstorbenen Person gerecht zu werden.

Aufgeschrieben von Elizabeth Morgan-Bukovics

Beerdigungserlebnisse, die im Gedächtnis blieben

Auf Anfrage des Redaktionsteams des „Standpunkt“ an die Pfarrerinnen und Pfarrer, von Erlebnissen rund um Beerdigungen zu berichten, die ihnen besonders im Gedächtnis sind, bekamen wir einige Antworten. Herzlichen Dank dafür! Absurdes und Nachdenkliches ist anonym abgedruckt:

Als ich als Vikarin in Wien meinen Lehrpfarrer zu Beerdigungen begleitet habe, wollte er mich auch auf schwierige Fälle vorbereiten und erzählte von einem heiklen Fall: „Ich komm rein in die Leichenhalle und was muss ich sehen? Alle drei Witwen sind anwesend! Die 60-jährige, die 40-jährige und die 20-jährige! Oijegerl, hab ich mir gedacht, da heißt's aufpassen!“

Ein Jahr darauf habe ich auf dem Zentralfriedhof einen ehemaligen Trabrennfahrer beerdigt. Der Sarg wurde auf einer Kutsche mit zwei Pferden gezogen, die mit ihren bunten Federbuschen an der Stirn wackelten und mal schneller, mal langsamer trabten und hie und da auch nervös herumtänzelen. Vor dem Sarg, also vor der Kutsche hergehend, versuchte ich, mich an das Tempo der klappernden Hufe im Rücken anzupassen und tänzelte wahrscheinlich genauso nervös vor ihnen her, mal schneller, mal langsamer. Wenn sie einen kleinen Sprung machten, entfuhr mir ein „Oh, mein Gott!“ Ich war froh, als es vorbei war.

Ebenso am Zentralfriedhof hatte ich eine Beerdigung um 15 Uhr. Das war der letztmögliche Termin. Das Grab war weit entfernt, im Schrittempo ca. 15 Minuten zum Grab, ein bisschen schneller zurück, aber die Halle 3 war bereits versperrt. Ich stand da im Talar ohne Jacke, ohne Geld, ohne Fahrkarte, ohne Wohnungsschlüssel. Was sollte ich jetzt tun? Ich machte mich auf in Richtung Haupteingang, eineinhalb km entfernt, entdeckte aber bald einen Totengräber auf seinem Waffenrad und hielt ihn an. Er holte dann die Schlüssel und sperre mir auf. Gott sei Dank, denn es war noch die handylose Zeit!

Die wenn nicht „absurdeste“, dann doch pietätloseste Situation habe ich erlebt, wo die Schließung des Grabes bei einer Erdbestattung ungewöhnlich

viel Zeit in Anspruch genommen hat. Und der Sohn des Verstorbenen an meiner Seite die Geduld verlor und vor versammelter Trauergemeinde das Zigarettenetui herausnestelte und sich eine Zigarette am offenen Grab des Vaters anzündete und ungeniert zu Ende paffte.

Ich sende hiermit eine Geschichte bei einer Urnenbeisetzung in Oberösterreich ein: Wir versammelten uns in der Aufbahrungshalle zur Beisetzung der Urne im evangelischen Friedhof. Der Gottesdienst im Gedenken an den Verstorbenen war schon früher gefeiert worden. Nun gingen wir an das Grab. Ein älterer Familienangehöriger, wohlbeleibt, ließ es sich nicht nehmen, die Urne zu tragen. Nach kurzen Worten und einigen Bibelversen am Grab gab ich ihm das Zeichen, die Urne in das 60 cm tiefe Loch im Grab zu versenken. Sichtbar beschwerlich war das für ihn. Zum Glück las ich einige Verse aus dem 1. Korintherbrief im 15. Kapitel vor, als er sich hinunterbeugte. Denn plötzlich war ein befremdliches Geräusch zu hören: Seine Hose zerriss auf der Rückseite auf ca. 30 cm Länge und die weiße Unterwäsche kam zum Vorschein! Ich konnte mich nur schwer halten, nicht zu lachen ... Er aber versenkte die Urne in gemessenen Bewegungen und zeigte auch keine Reaktion wegen dieses unglücklichen Zwischenfalls. Wir konnten die Würde des Abschieds dieses Menschen Gott sei Dank wahren. Mir aber bleibt dieses Ereignis zum Schmunzeln unvergesslich in Erinnerung!

Ernst bleiben ...: Es war meine erste „Allein-Beerdigung“ als Lehrvikar, ohne Lehrpfarrer. Ein kleiner Friedhof in Niederösterreich, eine große Trauergemeinde. Und ich, sagen wir mal: nicht unaufgeregt. Am Ende der Zeremonie tritt – wie vereinbart – der Obmann des Bienenzüchterverbandes auf, stellt sich neben das offene Grab, und beginnt seine Ansprache. Gewöhnungsbedürftig war für mich schon, dass er – mit jeweiligem Blick ins offene Grab – mit „dem da unten“ geredet hat: „Weißt, Franz, erinnerst dich noch an ...“, und: „Du hast ja immer ...“ usw. Den Höhepunkt bildete der Schluss der Rede: „Und wir verabschieden uns von dir mit unserem Vereinsgruß, einem einfachen (und es setzten alle anwesenden Bienenzüchter im Chor ein) SUMM-SUMM.“ Und dann ernst bleiben ...

In meiner früheren Gemeinde in der Steiermark war es üblich, dass bei Beerdigungen immer einer meiner Schüler ein Kreuz auf dem Weg von der

Aufbahnhalle zum Grab trug. Dafür bekam derjenige dann einen Betrag von der Pfarrgemeinde. Ein Schüler war ein eifriger „Kreuzträger“. Als er zu Weihnachten seinen Eltern ein – in ihren Augen – teures Geschenk machte, sagten seine Eltern zu ihm: „Warum gibst du denn so viel Geld aus?“ Seine Antwort: „Stünde ich nicht am Grabe, könnte ich das nicht ...“

Ich bin ziemlich schreckhaft, und was mir besonders unangenehm ist, sind Beerdigungen, bei denen der Kameradschaftsbund mit Kanone anrückt und die zum Salutschuss bereitstellt. Schon beim Anblick des Geräts stellen sich mir alle Haare auf, ich werde nervös. Ich spreche meinen Teil am Grab und warte ängstlich auf den ersten Schuss. Wenn er kommt, springe ich trotzdem vor Schreck fast einen halben Meter hoch. Dann zähle ich die Sekunden bis zum zweiten Schuss. Trotzdem erschreckt er mich fast mehr noch als der erste. Und die ganze Zeit weiß ich, es kommt noch ein dritter. Einmal bin ich wirklich so hoch gesprungen, dass der Boden unter den Füßen kurz weg war – und beim Landen kam ich ins Rutschen und wäre fast ins Grab gefallen. Beim Zurückgehen zur Halle einer der Kameraden, breit grinsend: „Na, Frau Pfarrer, Sie san aber net schussfest, Sie kann ma net auf die Jagd mitnehmen!“ Ich drauf: „Nur wenn Sie mit Pfeil und Bogen schießen!“

Einer meiner römisch-katholischen Kollegen setzt durch, dass in der Aufbahnhalle auf dem Gemeindefriedhof nur noch römisch-katholische Beerdigungen stattfinden können. Nach offiziellem Protest verfügt der Erzbischof, dass er bei evangelischen Trauerfeiern sogar seine Kirche zur Verfügung stellen muss. Bei der ersten Trauerfeier in seiner Kirche öffnet er wie versprochen die Kirchentüre, aber nur einen Torflügel, so dass der Sarg nicht durch die Türe passt. Wir mussten 20 Minuten Bibeltexte lesen und Gebete sprechen, bevor der Bürgermeister mit hochrotem Kopf den Ersatzschlüssel gebracht hat.

Ich habe eine kleine Geschichte, die ich öfter bei Urnenbegräbnissen am Grab erzähle, bevor die Urne abgelassen wird. Ein befreundeter Priester hat diese Geschichte so erlebt: Es war ein Kind im Kindergartenalter, das bei einer Beerdigung zum Pfarrer herantrat. Das Kind blickte zuerst auf das Grab und dann zum Pfarrer. Darauf beginnt das Kind mit Entschlossenheit zu erzählen: „Wissen Sie Herr Pfarrer, mit dem Friedhof ist es so: Wenn jemand am

Friedhof begraben wird und in die Erde gelegt wird, dann ist es wie bei einer Blumenzwiebel. Wird die Blumenzwiebel in der Erde vergraben, beginnt eine Blume zu wachsen und zu blühen. Ebenso bei den Menschen, wenn sie in die Erde gelegt werden, nur dass sie im Himmel blühen.“ Ein wunderschöner Gedanke, der mich immer wieder ermutigt und den Menschen am Grab etwas Hoffnung und ein Lächeln schenkt.

Es war eine Beerdigung am Wiener Zentralfriedhof. Drei Brüder des Verstorbenen saßen etwas verloren in der großen Halle, ich als Vikarin stand vor ihnen, der Verstorbene im Sarg, sonst war niemand dabei. Nach der Begrüßung sprach ich das Gebet, wie von meiner Lehrpfarrerin übernommen, als Kyriegebet formuliert: „Herr N.N. ist verstorben. Herr erbarme dich.“ Kurze Pause. „Unser“, stieß einer der Brüder unsicher hervor, bevor ich, wie es eigentlich gedacht war, weitersprach: „Die letzte Zeit war von Krankheit geprägt und schwer für ihn. Christus erbarme dich.“ „Unser“, kam es wieder prompt, diesmal mit mehr Überzeugung und von allen dreien.

Beim nächsten „Herr erbarme dich“ ließ ich mich „überreden“ und sprach das „unser“ mit ihnen gemeinsam. Sie schauten recht selbstzufrieden und erleichtert, offenbar alles richtig gemacht zu haben. Ich konzentrierte meinen Blick auf den Sarg und meine Gedanken auf dessen Inhalt, um nicht laut lachen zu müssen. Schließlich war ich aber trotz allem nicht nur von der Komik der Situation berührt, als die Brüder bei der Ansprache auf meine rhetorischen Fragen antworteten, meine Aussagen wortreich bestätigten und aus meiner vorbereiteten Rede ein Gespräch wurde.

Nachrichten aus aller Welt

Österreich

KRITIK AUS EVANGELISCHER KIRCHE AN ABSCHIEBUNGEN

Heftige Kritik an der Abschiebung dreier Wiener Schülerinnen nach Georgien und Armenien kommt aus den Reihen der Evangelischen Kirche. Als „unerträglich“ bezeichnete der Wiener Superintendent Matthias Geist die „Abschiebepaxis von Kindern aus Österreich“. Die Vorgehensweise entspreche nicht den weltweit anerkannten Kinderrechten, kritisierte Geist auf Facebook die Abschiebung in der Nacht des 28. Jänner. Laut Kinderrechtskonvention sei der Schutz Minderjähriger „vorrangig gegenüber behördlichen Eingriffen und sollte dies bleiben“.

Bischof Michael Chalupka mahnte in der ORF-Sendung „Orientierung“ am 1. Februar ebenfalls die stärkere Beachtung der Kinderrechte ein: „Hier geht es um die Existenz von jungen Menschen, die ja kein anderes Land als Österreich und auch kein anderes Bildungssystem als das in Österreich kennen.“ Auch Diakonie-Direktorin Maria Katharina Moser forderte den Blick auf das Kindeswohl ein: „Im Fall von Tina und ihrer Schwester wurde das nicht berücksichtigt“, schrieb Moser via Twitter. Das Recht werde „tausendfach“ gebrochen. „Gnade vor Recht war mal. Jetzt: Ungnade vor Recht.“

EVANGELISCHE KIRCHE KRITISIERT ISLAMGESETZ

Kritik am von der Bundesregierung vorgelegten Islamgesetz sowie dem Terrorbekämpfungsgesetz und Bundesgesetz über die Rechtspersönlichkeit von religiösen Bekenntnisgemeinschaften (BekGG) kommt von der Evangelischen Kirche A.u.H.B. „Eine demokratische Gesellschaft braucht Werkzeuge gegen Extremismus aller Art und staatsfeindliche Umtriebe. Diese Werkzeuge stehen in Österreich aber mit dem geltenden Strafgesetzbuch bereits jetzt zur Verfügung“, schreibt der Oberkirchenrat in einer Stellungnahme zu den Gesetzesentwürfen. Es sei zudem inadäquat, „dass mit dem Islamgesetz und dem BekGG die Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Religionsgemeinschaften in Zusammenhang mit einem Anti-Terrorpaket erfolgt und ein Staatskirchengesetz Strafbestimmungen enthält“. Mit Bedauern stelle man fest, dass die Ausarbeitung des Islamgesetzes ohne Einbeziehung der betroffenen Religionsgemeinschaft vollzogen worden sei. Das stelle einen „alarmierenden Paradigmenwechsel“ im Umgang des Staates mit Kirchen und Religionsgemeinschaften dar.

HENNEFELD ZU KURT MARTI

In mehreren Radiobeiträgen hat der evangelisch-reformierte Landessuperintendent

Thomas Hennefeld an den Pfarrer, Dichter und Theologen Kurt Marti erinnert. Der 2017 verstorbene Schweizer wäre am 31. Jänner 100 Jahre alt geworden. „Marti war stets ein Querkopf, ein Quergeist und Querdenker“, sagte Hennefeld im morgendlichen „Zwischenruf“ auf Ö1. „Anders als den selbsternannten Corona-Querdenkern ging es Marti nicht um sein Ego und Rechthaberei, sondern um die Mitmenschen und die ganze Schöpfung, der er liebevoll zugewandt war. Gott nannte er einmal „jenen Verrückten, der noch immer an Menschen glaubt“. In seiner Lyrik und seinen Essays entlarve er Lüge und Verlogenheit und lege seinen literarischen Finger in die Wunden der Gesellschaft und auch seiner Kirche.

ONLINE-GOTTESDIENST DES ÖKUMENISCHEN RATES ZUM TAG DES JUDENTUMS

Kritik an einer langen Tradition christlicher Überheblichkeit gegenüber dem Judentum hat der reformierte Landessuperintendent Thomas Hennefeld geübt. In seiner Predigt im Online-Gottesdienst des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich (ÖRKÖ) zum Tag des Judentums am 17. Jänner sagte Hennefeld: „Juden wurden belehrt von den ersten Kirchenvätern über die Reformatoren bis zu Pfarrern in der Gegenwart. „Das Alte ist hinfällig geworden. Es ist alles neu. Weg mit dem Gesetz, hoch lebe das Evangelium von Jesus Christus.“ Ganz so drastisch sei das heute nicht mehr. „Es wird nicht so plakativ gesagt, aber irgendwie verschämt kommt der Hinweis auf Jesus mit seinem

neuen Bund schon“, sagte Hennefeld mit Verweis auf das Buch Jeremia, in dem der Herr einen neuen Bund „mit dem Haus Israel und dem Haus Juda“ ankündigt. Hennefeld hingegen plädiert für eine Annäherung an die Rede vom Bund zwischen Gott und den Menschen mit einem Verständnis, „das sich nicht aus dem Gegensatz und dem Kontrast zwischen Altem Testament und Neuem Testament, Altem und Neuem speist“. Und er plädiert dafür, bei der Lektüre biblischer Texte einmal die christliche Brille abzulegen. „Der jüdische Weg ist ein Weg zu Gott. Und wir Christen sollen zur Kenntnis nehmen, dass Juden für ihre Religion Jesus nicht brauchen, auch wenn das manchen schmerzt.“ „Ich kann Christus als Sohn Gottes annehmen und trotzdem dem Judentum einen eigenen Weg zusprechen. Das ist kein Widerspruch.“ Denn Gott habe „dem Menschen etwas ins Herz gelegt, das ihn dazu bringt, je eigene Wege zu Gott zu finden“. Der Gottesdienst fand nicht öffentlich in der anglikanischen Christ Church in Wien-Landstraße statt und wurde live gestreamt. Neben Hennefeld gestalteten den Gottesdienst der anglikanische Bischofsvikar Patrick Curran, der römisch-katholische Wiener Bischofsvikar Dariusz Schutzki, der serbisch-orthodoxe Bischof Andrej Ćilerdžić, und der armenisch-apostolische Bischof Tiran Petrosyan.

BACHLER: „NICHT ÜBER, SONDERN VON UND MIT JÜDINNEN UND JUDEN LERNEN“

Zum Tag des Judentums, der im vergangenen Jahr um einen „Lerntag“ erweitert wurde, hat

Oberkirchenrätin Ingrid Bachler dazu aufgerufen, „nicht über das Judentum zu lernen, sondern vom Judentum und besonders mit Jüdinnen und Juden“. In der Ö1-Sendung „Zwischenruf“ vom Jänner sieht Bachler die Kirchen „auf dem Weg, den spirituellen und theologischen Reichtum des Judentums als Fundament unseres eigenen Glaubens neu zu entdecken“. Denn theologische Verachtung und gesellschaftliche Abwertung des Judentums hätten über Jahrhunderte hinweg jenen Nährboden geschaffen, auf dem der Antisemitismus wachsen konnte: „Erst seit den Verbrechen der NS-Zeit, der Shoah, hat in den Kirchen ein Umdenken begonnen.“ Persönlich versteht Bachler das Judentum als Wurzel ihrer Religion.

Den Kirchen sei in den vergangenen Jahrzehnten immer deutlicher ihre eigene Verwurzelung im Judentum und ihre spirituelle Weggemeinschaft mit Jüdinnen und Juden bewusst geworden. Gleichzeitig seien auch theologische Verirrungen und Beiträge des Christentums zu Antijudaismus und Antisemitismus eingestanden und bekämpft worden, halten die Vertreter der Römisch-katholischen und Evangelischen Kirchen sowie der Israelitischen Kultusgemeinde Linz in ihrer gemeinsamen Stellungnahme fest. Eine respektvolle, vertrauensvolle und geschwisterliche Haltung von Christinnen und Christen, Jüdinnen und Juden zueinander und die gemeinsame Glaubensgrundlage der Hebräischen Bibel (Altes bzw. Erstes Testament) seien das Fundament für das gemeinsame Engagement für Gerechtigkeit und Frieden.

TRAUER UM ERICH LEITENBERGER

Die Kirchen in Österreich trauern um Erich Leitenberger. Der römisch-katholische Publizist, Journalist und langjährige frühere Kathpress-Chefredakteur sowie Pressesprecher der Erzdiözese Wien, der zuletzt als Pressesprecher für den ÖRKÖ tätig war, ist verstorben. Leitenberger stand im 77. Lebensjahr und wurde am 18. Jänner tot in seiner Wiener Wohnung aufgefunden. Kardinal Christoph Schönborn hat sich tief betroffen über den Tod Leitenbergers gezeigt. Dieser sei viele Jahre die „Stimme der katholischen Kirche in Österreich“ gewesen – als Pressesprecher dreier Wiener Erzbischöfe (König, Groer, Schönborn) und Chefredakteur von Kathpress. „In Journalistenkreisen genoss er aufgrund seiner unaufgeregten Klarheit, der Zuverlässigkeit seiner Information und seinem überragend umfassenden Wissen hohes Ansehen“, erinnerte Schönborn. Bis zuletzt habe Leitenberger durch sein ökumenisches Engagement unschätzbare Dienste geleistet. ÖRKÖ-Vorsitzender Domdekan Rudolf Prokschi und der gesamte Vorstand zeigten sich zutiefst betroffen: „Leitenbergers Tod ist ein unglaublich großer Verlust.“ „Der plötzliche Tod von Erich Leitenberger hat mich sehr betroffen gemacht“, sagte der reformierte Landessuperintendent und stellvertretende ÖRKÖ-Vorsitzende Thomas Hennefeld. Er habe mit Leitenberger seit seinem Antritt als ÖRKÖ-Vorsitzender im Jänner 2017 und danach als stellvertretender Vorsitzender „vertrauensvoll zusammengearbeitet“.

GEDENKBROSCHÜRE FÜR SUPERINTENDENT PÖLL

Eine Gedenkbroschüre erinnert an den im September verstorbenen früheren methodistischen Superintendenten und Vorsitzenden des ÖRKÖ Lothar Pöll. Darin würdigen Weggefährten wie der Bischof der methodistischen Kirche in Mittel- und Südeuropa Patrick Streiff, der lutherische Bischof Michael Chalupka, der reformierte Landes-superintendent Thomas Hennefeld oder der methodistische Superintendent Stefan Schröckenfuchs die Arbeit des überzeugten Ökumenikers. Zugleich teilen sie persönliche Erinnerungen an den Menschen Lothar Pöll. So schreibt etwa Bischof Chalupka: „Ohne Lothar Pöll wäre die Gemeinschaft der Evangelischen Kirchen in Österreich nicht die, die sie derzeit ist. Dieser Satz ist erwartbar, zumal, wenn an sein Wirken erinnert wird. Aber kein Satz ist wahrer als dieser.“ Der frühere lutherische Bischof und GEKE-Generalsekretär Michael Bünker unterstreicht Pölls Arbeit für die GEKE, deren Rat er zwölf Jahre angehörte: „Wir konnten auf europäischer Ebene etwas von dem fortsetzen und weiterführen, worum wir uns auch hier in Österreich zwischen den Kirchen und zwischen uns persönlich bemühten.“

DIGITALES BILDARCHIV ZEIGT EVANGELISCHES LEBEN

Mit der Topothek der Evangelischen Kirche in Österreich ist seit kurzem erstmals ein digitales Fotoarchiv online, das Bilder aus

dem ganzen evangelischen Österreich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zugänglich macht. Zu sehen sind etwa eine Postkarte der evangelischen Garnisonskirche in der Wiener Schwarzspanierstraße aus dem Jahr 1898, die Urkunde zur Grundsteinlegung der Evangelischen Kirche in Wepersdorf 1930 oder Bilder vom Christbaum in der evangelischen Kirche in Naßwald 1940. Die derzeit rund 670 Bildquellen und Dokumente stammen aus den Archiven des Oberkirchenrats, des Evangelischen Presseverbands, einzelner Pfargemeinden und Werke sowie aus Diözesanmuseen. „Die Sammlung ist erst wenige Monate alt und soll noch um ein Vielfaches wachsen. Unsere Archive sind bei weitem nicht erschöpft“, erklärt der Leiter des Archivs im Kirchenamt, Johannes Leitner, der das fotografische Gedächtnis auf der Online-Plattform Topothek eingerichtet hat. Die Bilder und Dokumente auf der Topothek sind unter ekioe.topothek.at/ frei zugänglich. Die Bildrechte bleiben allerdings, sofern nicht anders angegeben, bei den FotografInnen bzw. deren ErbInnen.

BIBELZENTRUM MIT DIGITALEN FÜHRUNGEN

In normalen Zeiten heißt das Bibelzentrum am Wiener Museumsquartier Woche für Woche Schulklassen willkommen, die hier Einblicke in das Buch der Bücher gewinnen können. Während des anhaltenden Schullockdowns bleiben diese Gruppen aus. Nun hat das Bibelzentrum reagiert und bietet seit Ende November virtuelle Live-Führungen

via Videokonferenz an. Das Angebot richte sich an Klassen ab der vierten Schulstufe und könne österreichweit gebucht werden. Die Führung sei als Einführungs-Workshop in die Welt der Bibel konzipiert. Schülerinnen und Schüler könnten sich online aktiv einbringen und Fragen stellen. Gezeigt würden zahlreiche Exponate der historischen Bibelsammlung: „So wird mit einem Tonkrug im Stil der Qumran-Funde die Entstehung der Bibel erklärt und ein Stück Tierhaut veranschaulicht, wie die Bibel in früheren Zeiten auf Pergament geschrieben wurde. Die Bedeutung der Bibel als Grundlage des christlichen Glaubens wird unter anderem mit einer handgeschriebenen Bibel aus dem Gefängnis gezeigt“, so Jutta Henner, Leiterin des Bibelzentrums. Die digitale Live-Führung durch das Bibelzentrum dauere 50 Minuten und sei kostenlos.

Ausland

DEUTSCHLAND: BUNDESAMT ENTSCHÄRFT REGELN FÜR KIRCHENASYL WIEDER

Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) rückt von der zuletzt restriktiven Praxis gegenüber Kirchenasylan ab. Wie die Behörde im Jänner mitteilte, werden Schutzsuchende im Kirchenasyl nicht länger als „flüchtig“ angesehen, wenn ihr Aufenthaltsort bekannt ist. Das hat zur Folge, dass die sog. Überstellungsfrist in der Regel nicht mehr auf 18 Monate ausgeweitet wird. Diese Ausweitung hatte Kirchenasyle

nahezu unmöglich gemacht und wurde von Gerichten infrage gestellt. Die Verlängerung der Frist ging auf einen Beschluss der Innenminister von Bund und Ländern aus dem Jahr 2018 zurück. Die Bundesarbeitsgemeinschaft „Asyl in der Kirche“ begrüßte die Ankündigung des Bundesamts. „Wir nehmen diesen Schritt erleichtert zur Kenntnis. Er ist lange überfällig“, erklärte die Vorsitzende Dietlind Jochims. Beim BAMF gingen 2020 355 Kirchenasylmeldungen für 506 Personen ein. Einen Höchststand erreichten Kirchenasyle 2016 im Zuge der großen Fluchtbewegung mit mehr als 1000.

DEUTSCHLAND: EVANGELISCHE THEOLOGEN WOLLEN BEGLEITETEN SUIZID ERMÖGLICHEN

Mehrere Vertreter der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) werben für die Möglichkeit eines begleiteten professionellen Suizids in kirchlich-diakonischen Einrichtungen. Das berichtet die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ unter Berufung auf eine Stellungnahme, zu deren Unterzeichnern u.a. der hannoversche Landesbischof Ralf Meister und der Präsident der Diakonie, Ulrich Lillie, gehörten. Die Landeskirche Hannover bestätigte die Stellungnahme. Die EKD erklärte, es handle sich dabei um die Position der Autoren der Stellungnahme und nicht der EKD. Dem „FAZ“-Bericht zufolge fordern die Theologen, dass kirchliche Einrichtungen zwar eine bestmögliche medizinische und pflegerische Palliativversorgung sicherstellen sollen, sich dem freiverantwortlichen Wunsch einer Person, ihrem Leben

mit ärztlicher Hilfe ein Ende zu setzen, aber nicht verweigern dürften. Heute gebiete es der „aus dem christlichen Glauben entspringende Respekt vor der Selbstbestimmung“, dem Sterbewilligen Beratung, Unterstützung und Begleitung anzubieten. Kirchliche Einrichtungen müssten Orte sein, in denen sich Menschen auf „sichere und nicht qualvolle Weise“ das Leben nehmen können.

NEUE „BASISBIBEL“: „ÜBERSETZUNG FÜRS 21. JAHRHUNDERT“

Nach fast 20 Jahren Vorbereitung hat am 21. Jänner der Verkauf der „BasisBibel“ begonnen. Zum Start seien bereits 25.000 vorbestellte Exemplare dieser Übersetzung in moderner Sprache ausgeliefert worden, sagte der Vertriebschef der Deutschen Bibelgesellschaft, Folkert Roggenkamp. Bevor das Buch auf den Markt kam, hätten es rund 1000 Testleser unter die Lupe genommen. Die „BasisBibel“ ist nach den Worten von Christoph Rösler, Generalsekretär der Bibelgesellschaft, die Übersetzung für das 21. Jahrhundert und die erste Übersetzung für das digitale Zeitalter. Sie enthalte kurze Sätze mit maximal 16 Wörtern, sei gut verständlich und auf dem neuesten Stand der Wissenschaft. Zudem sei sie auch fürs Lesen an Bildschirmen konzipiert – dort ließen sich etwa Wörterklärungen im Text einfach anklicken. Das Neue Testament ist bereits seit 2010 im Handel, seit 2012 gibt es auch die Psalmen in der neuen Übersetzung. Die „BasisBibel“ gibt es als gedrucktes Buch, in der Reihe „bibeldigital“, als Hörbuch sowie kostenlos im Internet und als App für Smartphones und Tablets.

ERSTMALS FRAU AN SPITZE DER METHODISTISCHEN KIRCHE IN TSSCHECHIEN

Die Evangelisch-methodistische Kirche in der Tschechischen Republik hat erstmals eine Frau an ihrer Spitze: Pfarrerin Ivana Prochazkova (50) ist von dem für die Kirche in Zentral- und Südeuropa zuständigen Bischof Patrick Streiff zur Superintendentin des tschechischen Distrikts berufen worden.

Ivana Prochazkova ist in ihrem neuen Amt direkte Nachfolgerin ihres Mannes Petr, mit dem sie drei Kinder hat. Sie wurde 1993 getauft. Nach Abschluss eines musikwissenschaftlichen Studiums absolvierte sie an der Evangelischen Fakultät der Prager Karlsuniversität ein Theologiestudium. Seit 2001 wirkt die promovierte Alttestamentlerin so wie ihr Mann in Pfarren sowie in verschiedenen Funktionen im Bildungswesen und in der Jugendarbeit.

Die Geschichte der tschechischen Methodisten begann 1884 in Chicago, als tschechische Auswanderer aus der deutsch-böhmischen Gemeinde austraten und eine eigene gründeten. Nach dem Ersten Weltkrieg ging in der neugegründeten Tschechoslowakei selbst der entscheidende Impuls von exiltschechischen Missionaren aus Texas aus. Der erste Gottesdienst wurde vor 100 Jahren, am 21. November 1920, in Prag gefeiert. Heute bekennen sich zu der auch ökumenisch aktiven Kirche in Tschechien rund 1800 Menschen, die in 13 Pfarren an 20 Orten Gottesdienst feiern.